

Die Ja-Aber-Schule

Von Reinhard Kahl

In Hamburg wird es bald nur noch Gymnasien und den neuen Schultyp Stadtteilschule geben. Ist das eine Lösung oder läuft es auf Gewinner- und Verliererschulen hinaus?

© katharina langer für zeit online 12.06.2007

Fast täglich rüttelt jemand am dreigliedrigen deutschen Schulsystem und der mit ihm verbundenen Pädagogik. Da schreiben mehr als 100 Rektoren von Hauptschulen aus der Bodenseegegend ihrem Kultusminister in Stuttgart, dass die Hauptschule die Jugendlichen nicht mehr ins Leben führt, sondern in eine Sackgasse. Da findet ein Kongress mit dem Titel „Eine Schule für alle“ statt. Da scheinen sich Gewerkschaften und Unternehmerverbände in der Forderung, die Hauptschulen abzuschaffen, fast einig. „Das Kernproblem in Deutschland“, analysierte der Handwerkstag in Baden-Württemberg, sei, „dass der Lernprozess nicht individuell an den Entwicklungsstand der Schüler gekoppelt ist.“ Das gegliederte Schulsystem verführe die Schulen, „die Kinder nach einem Einheitskonzept zu unterrichten“. Wenn bereits für die Zehnjährigen feststeht, dass dieser ein geborener Hauptschüler sei und jener ein Realschüler oder ein Gymnasiast, warum sich dann noch sehr um die verschlungenen Lernbiografien kümmern?

Die von so verschiedenen Gruppen vorgebrachten Argumente lassen auf einen Konsens der Vernünftigen hoffen. Und dennoch scheint es schier unmöglich, das überfällige dreigliedrige Schulsystem zu beerdigen und sich mit einer Gemeinschaftsschule anzufreunden. Schon das Wort dreigliedriges Schulsystem führt in die Irre. Eine Gruppe von Kindern wird nämlich völlig vergessen, die Sonderschüler. Dabei gehen nirgendwo auf der Welt so viele dorthin wie hierzulande. Fast fünf Prozent. In vielen Ländern wurden die Sonderschulen abgeschafft. Allen voran wieder mal die skandinavischen Länder. Dort kann man fantastische Geschichten vom Durchstarten vernachlässigter oder gehandicapter Kinder hören, die man früher auf Sonderschulen geschickt hätte. Aber die Schule für alle steht in Deutschland im Verdacht, eine Anstalt pädagogischer Gleichmacherei zu sein und nicht der Ort, wo man in der Verschiedenheit der Menschen eine Chance sieht. So steht am Ende manch eines Reformversuchs noch eine weitere Schulform.

Die Hamburger Schulsenatorin Alexandra Dinges-Dierig (CDU) hat kürzlich acht verschiedene parallele Schulformen in der Sekundarstufe aufgezählt. Die integrierte Haupt- und Realschule, und die additive, kooperative oder integrierte Gesamtschule. Die mutige Bildungspolitikerin, die aber vielleicht doch nicht mutig genug ist, hat sich mit ein paar Wackern in ihrer Partei nun zu einem zweigliedrigen System durchgerungen. Sie konnte auch die Hamburger SPD zu einem Ja-aber bewegen. Viele nennen das einen historischen Kompromiss. Es wird in Hamburg bald keine Hauptschulen mehr geben. Auch keine Gesamtschulen und Realschulen, sondern nur noch die neu erfundene Stadtteilschule und das alte, manchmal ehrwürdige, zumeist aber langweilige und fantasielose Gymnasium.

Die neue Stadtteilschule hält alle Bildungswege offen. Sie führt zur Hochschulberechtigung, übrigens in 13 Jahren. Aber man kann vorher mit anderen Abschlüssen in eine Berufsausbildung gehen. Die Stadtteilschule soll das praktische und theoretische Lernen zusammenbringen. Hört sich gut an. Pläne zum handlungsorientierten Lernen werden vorbereitet. Mehr Sozialpädagogen, Psychologen und überhaupt mehr Ressourcen soll diese Schule bekommen. Wozu dann noch das Gymnasium? „Der einzige Unterschied“, sagt die

Senatorin, „das Gymnasium setzt eng auf das Abitur nach 8 Jahren, da gibt es keine anderen Schulabschlüsse, es gibt nur Gleichwertigkeitsbescheinigungen, es geht streng durch zum Abitur.“ Und dann fügt sie, ihre Vorliebe für die neue Schule nicht verbergend, hinzu: „Der andere Weg wird flexibler, er bietet mehr als das Gymnasium.“ So stellt sich verschärft die Frage: Warum dann noch das Gymnasium, wenn die Stadtteilschule den Weg zum Abitur einschließt und mehr bietet? Warum dann nicht gleich Gemeinschaftsschulen nach skandinavischem Vorbild? Also Schulen, in denen die Kinder als Individuen behandelt werden und nicht in Schubladen gepackt werden?

Mehr als 50 Prozent der Eltern schicken ihre Kinder zum Beispiel in Hamburg zum Gymnasium. Sie versprechen sich davon Aufstieg und einen Platz auf der Sonnenseite der Gesellschaft. Für den Schatten sind dann die anderen Schulen zuständig. Kein Politiker, der gewählt werden will, wird sich mit dieser Mehrheit, der sogenannten Gymnasialklientel anlegen. Allerdings sind es diese Eltern, die das Gymnasium nun zur Mehrheitsschule, also einer quasi Gesamtschule ohne die etwas schwierigeren Kinder machen.

So wird es in Hamburg bald zwei Typen von quasi Gesamtschulen geben, das Gymnasium und die Stadtteilschule. Ein merkwürdiger Kompromiss, der die Bildungslandschaft noch undurchschaubarer macht. Künftig soll auch mit den entwürdigenden Rückläuferkarrieren Schluss sein. Rückläufer sind Schüler, die nach der Grundschule zum Gymnasium oder zur Realschule gehen, dann von dort aber runtergeschmissen werden, oder wie es vornehm und etwas verlogen heißt, die querversetzt werden. Deshalb soll es in Hamburg künftig keine Schulformwechsel nach Ende der sechsten Klasse mehr geben. Schulen sollen sich ihrer pädagogischen Schwierigkeiten nicht mehr dadurch entledigen, dass sie die angeblich falschen Schüler wegschicken. Die Schulen, so heißt es, werden für ihre Schüler verantwortlich. Auch das ist wieder eine gute und für Deutschland in dieser Klarheit neue Maxime.

Aber diese Idee, das ist die politische Prämisse, darf das Gymnasium nicht infrage stellen. Also wird ins zweigliedrige System eine Grenze zwischen den beiden Schultypen gezogen, die undurchlässiger sein wird, als es die bisherigen waren. Die Schullaufbahnentscheidung am Ende der Grundschule nahezu unumstößlich gemacht. Das wiederum geht nur, wenn es an deren Richtigkeit kaum Zweifel gibt. Deshalb versteigt sich die CDU auf Prüfungen: „Durch Einführung eines neu zu entwickelnden kompetenzorientierten Tests in Klasse 4 soll die Empfehlung wissenschaftlich fundiert werden.“ So steht es im CDU-Papier für das neue Schulsystem in Hamburg. Aber diese Tests gibt es noch nicht und es wird sie auch nie geben.

Immer wieder hat Elsbeth Stern, Deutschlands wohl renommierteste Lehr- und Lernforscherin, auf eine statistische Binsenweisheit hingewiesen. Die Mitglieder einer Population sind sich in der Mitte der gaußschen Normverteilung am ähnlichsten. Messungen und damit Prognosen sind dort am schwierigsten. Deshalb, so Elsbeth Stern, gehe es vielleicht noch an, wenn in einem selektiven Schulsystem die fünf Prozent der Besten fürs Gymnasium ausgewählt und am anderen Ende die fünf Prozent mit den größten Schwierigkeiten in die Sonderschule geschickt werden. Zwar bliebe der Einwand, ob man wirklich die Lebensprognose anhand von Daten über zehnjährige Kinder wagen kann. Aber die Wahrscheinlichkeit, jeweils die Besten und die Schlechtesten der Zehnjährigen zu identifizieren, wäre hoch, da es nur um die Gruppe am Rande der gaußschen Normalverteilung ginge. Aber in der Mitte, wo sich alle sehr ähnlich sind, zu trennen, das sei unmöglich, sagt Elsbeth Stern, die jetzt etwas resigniert über den Starrsinn der Deutschen einen Ruf an die ETH in Zürich angenommen hat.

Ist schon die Begabungskonstruktion für das zweigliedrige System nicht haltbar, so ist das pädagogische Konzept erst recht zweifelhaft. Warum eigentlich soll das Profil des Gymnasiums akademisch und das der Stadtteilschule handlungsorientiert sein? Wer hochbegabte Kinder beobachtet, wird sehen, dass gerade sie ständig experimentieren und basteln, dass sie genauso gern konstruieren wie analysieren. Warum wird jetzt nur einer Schulform das handlungsorientierte Lernen zugeschrieben, wie früher, als man meinte, auf praktische Berufe werde in der Hauptschule, für die Angestelltenberufe im Büro werde in der Realschule und für die akademische ausgebildeten Steuerleute würde im Gymnasium vorbereitet? Auf merkwürdige Weise sollte sich die Berufsstruktur der Gesellschaft mit den Begabungsprofilen der Kinder decken. Tatsächlich werden die Berufsstrukturen immer flüssiger und ihre Entwicklung wird immer schwerer vorherzusagen. Für die Talente von Menschen und ihre Strategien, etwas aus sich zu machen, galt diese Unübersichtlichkeit schon immer.

Die Begründungen für ein zweigliedriges System sind noch schwächer, als es die für das dreigliedrige je waren. Und das merken natürlich die Leute. Für sie wird es darauf hinauslaufen, dass es die bessere Schule gibt, die schon bald auch die Schule der Mehrheit sein wird, und die schlechtere Schule, die nicht mal mehr die der Mehrheit ist. Wird die neue Stadtteilschule gegen den Makel, nur die zweitbeste Lösung zu sein, ankommen, selbst wenn man sie mit den besten Programmen und mehr Ressourcen ausstattet? Wird sie nicht von Anfang an in die Fußstapfen der Hauptschule treten und bald als die neue Verliererschule gemieden werden?